

MARIE GRÄFF

DAS AMULETT DES TREBETA

ODER

**WIE GOTT DEM SCHICKSAL EIN SCHNIPPCHEN
SCHLUG**

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über dnb.dnb.de abrufbar.

© 2017 Marie Gräff

Herstellung und Verlag: BoD – Books on Demand, Norderstedt

Für meine drei menschlichen Engel Moni, Thea und Gerd, ohne die dieses Buch nie fertig geworden wäre. Ihr habt an mich geglaubt, als ich es selbst noch nicht konnte. Tragt euer strahlendes Licht weiter in die Welt!

Und für ein charmantes Pferdchen, dessen überschäumender Witz mich auf die Idee mit Balduin brachte. Ich liebe dich, Mikjäll!

In einer perfekten Welt...

Am Anfang war die Perfektion.

Nein, wirst du jetzt murmeln und dir verwirrt an den Kopf greifen. Eine perfekte Welt, und das gleich zu Anfang? Das kann ja wohl kaum sein. Am Anfang gibt es für gewöhnlich Feuer und Schlamm und vielleicht den einen oder anderen Riesen – aber Perfektion? Niemals!

Entschuldige, wenn ich deine Gedankengänge unterbreche, aber warst du damals dabei? Nein? Ich schon. Deswegen wollen wir einfach mal davon ausgehen, dass ich die Wahrheit sage, denn an leichter Unterhaltung liegt mir wenig.

Alles begann also mit einer perfekten Welt. Ich hatte mir große Mühe gegeben, musst du wissen. Ich mache die Dinge gerne gründlich und vor allem so, dass niemand zu Schaden kommt.

In dieser perfekten Welt hatte das Böse keinerlei Macht, denn das unparteiische Schicksal bestimmte über alle Vorgänge. Niemand musste hungern oder sich gar über die Nachbarn ärgern. Eine Welt wie aus dem Versandhauskatalog: Quietschbunt und ohne Probleme.

Um ein Haar hätte es dort nicht einmal mich gegeben.

Das war der Moment, in dem ich den Fehler im System entdeckte. Die Perfektion nämlich stellte sich in kürzester Zeit als unvollkommen heraus, was an sich schon ein faszinierendes Paradox ist.

Denn das Schicksal war übermächtig. Es war der einzige Teilnehmer in dem Spiel namens Leben. Und du wirst mir zustimmen, dass ein Spiel mit nur einem Spieler recht vorhersehbar ist. Und außerdem ist es langweilig.

Damit begann das große Abenteuer. Ein Abenteuer, das dazu führte, dass du, Mensch, den freien Willen erhieltest und ich damit begann, Geschichten zu erzählen.

Geschichten wie diese zum Beispiel.

Ich muss dich vorwarnen: Es ist nicht gerade die Art von Geschichte, die du von mir erwarten magst. Aber das liegt nur daran, dass du mich noch nicht gut genug kennst. Ich selbst komme dabei oft nicht besonders gut weg, aber das macht mir nichts aus.

Warum ich sie erzähle? Es tut manchmal einfach gut, die eigene Stimme zu hören. Außerdem ist es unterhaltsam und es gibt Phasen, in denen ich mich ziemlich missverstanden fühle. Missverstanden und einsam.

Außerdem bin ich dir eine Antwort schuldig, Mensch. Eine Antwort auf die Frage, warum du dich mit einer unperfekten Welt begnügen musst, wenn doch am Anfang alles vorhanden war.

Eines sei dir bereits vorab verraten: Die Geschichte, die ich dir heute erzählen möchte, hätte sich in meiner perfekten Ursprungs-Welt nie zutragen können. Und das sollte dich, was den Wert dieser Versandhauskatalog-Welt betrifft, ein wenig skeptisch machen.

Meine Geschichte handelt von einem Nekromanten, einem Geist und ihrem gemeinsamen Versuch, mich zu überrumpeln. Und nicht nur mich, daran bin ich seit Jahrtausenden gewöhnt. Ihre wahre Revolte galt dem Schicksal, jenem grausamen, allgegenwärtigen Dickkopf des Universums. Sie zogen aus, um das Schicksal zu bezwingen und – nun ja, wir werden sehen...

Trotz ihrer zahlreichen Reize ist diese Geschichte sicher nicht perfekt. Sie handelt keinesfalls von einer blonden Schönheit, die von einem dümmlichen Muskelprotz mit Zahnpasta-Grinsen erobert wird. Und was die Realität betrifft, hat die Geschichte ihrerseits beschlossen, eine Menge Spaß zwischen den Zeilen zu haben.

Damit ist wohl das Wichtigste gesagt.

Aber immerhin geht es um die Rettung der Welt.

Nun, Mensch, mag in dir die Frage aufkommen, warum du deine Zeit auch noch einer unperfekten Geschichte widmen solltest, nachdem dir bereits das Idealbild deiner Welt vorenthalten wurde. Die Rettung der Welt ist ja gut und schön (falls sie denn überhaupt funktioniert), doch ist es nicht allgemein bekannt, dass eine solche ohne überdimensionierte Muskelberge niemals gelingen kann?

Was mich zurück zur Theorie der perfekten Welt bringt.

Lohnt es sich, in einer nicht perfekten Welt zu leben?

Lohnt es sich, eine Geschichte zu erzählen, die mit einer kindischen Racheaktion beginnt und im Chaos endet?

Ich denke ja. Weil das Leben wie ein Buch ist, in das sich heimlich Worte eingeschlichen haben. Wie Samenkörner zwischen den Seiten.

Kleine Samenkörner.

Die mag ich besonders.

Prolog

Es war nur eine Erinnerung. Sie flog ihm zu wie ein Nachtfalter auf der Suche nach Licht.

Vielleicht war es nicht mal eine Erinnerung, sondern nur ein Traum. Das Trugbild eines verlorenen Jungen, der in einer dunklen Kammer schlief wie in einem Kokon.

Hunderte Male hatte er die Bilder in seinem Kopf gesehen. Wie sie die Tür der Kammer aufriss und ihre Goldhaare wild den Türrahmen ausfüllten. Wie sie ihn ansah mit ihren gebrochenen Feenaugen, den Mund vollgestopft mit unsagbaren Dingen.

»Mama, wo ist mein Pferd?«

Das wunderbare Holzpferd, das Vater ihm einst geschnitzt hatte, war seit einer Ewigkeit verschwunden. Doch es war kein Traum. Er erinnerte sich ganz genau an den lachenden Mund und den Rücken, der von seiner Kinderhand ganz speckig geworden war.

»Es ist weg, mein Schatz« Ihre Stimme war ein gequältes Flüstern.

»Wann kommt es denn wieder, Mama?«

Sie versuchte ein Lächeln.

»Es ist irgendwo da draußen. Es hat sich in der Erde versteckt, genauso wie dein Vater. Du musst dir keine Sorgen machen, es geht ihm gut.«

»Aber wann kommt es denn wieder, Mama?«

Etwas zerbrach und Dunkelheit legte sich über ihre Augen. Ihre Wut betrat den Raum und drohte, ihn zu ersticken.

»Es kommt nicht wieder, verstehst du das denn nicht? Sie alle kommen nie wieder. Du und ich, wir sind allein.«

Er streckte seine kleinen Händchen mit aller Kraft aus und packte ihr goldenes Haar, bis sie aufschrie.

»Es kommt wieder, Mama. Wenn ich groß bin, werde ich es finden. Und dann ist alles wieder gut.«

Kapitel 1

16 Jahre später, Samstag der 22. Februar 1817, Westeifel

An diesem Vormittag war der Wald ein Geisterreich. Seit einigen Stunden schneite es nicht mehr und der Pfad ins Innere des Forstes hatte sich in eine wattige Schicht gehüllt, auf der die Silhouetten der Bäume im Licht tanzten.

Dick verschneite Äste hatten sich überall verwoben, wie Geister, die sich an den Händen fassten. In der Stille war überall Bewegung. Der von der Sonne erwärmte Schnee fiel in großen Schwaden zu Boden und erzeugte die Illusion, dass der Wald voller Beobachter war. Die Luft schmeckte nach Sonne und Kälte.

Willy ließ seine rechte Hand über den verschneiten Ast einer kleinen Eiche gleiten, leckte den Schnee von den Fingern und stellte sich vor, es sei Zuckerwerk. Schwer war das nicht. Der Schnee schmolz ganz wunderbar und er hatte so lange keinen Zucker mehr gegessen, dass er ohnehin nicht mehr wusste, wie er schmeckte.

Ein ganzer Wald aus Zucker – na das wäre doch mal was!

Er pfiff durch die Zähne, um das Grummeln in seinem Magen zu übertönen. Zu dumm, dass Schnee nicht satt machte.

Die flockige Masse unter seinen Füßen knirschte kaum. Über Nacht war jede Menge Neuschnee gefallen und auch zuvor hatten nur Tiere ihre Fährten auf diesem Weg hinterlassen. Normale Menschen gingen nicht in den Wald. Nicht in dieser Jahreszeit jedenfalls. Und auf gar keinen Fall mit einer alten Schaufel bewaffnet.

Normale Menschen kamen auch nicht auf den Gedanken, nach verborgenen Schätzen zu graben, wenn eine Hungersnot drohte.

Willy spuckte verächtlich in den Schnee und beobachtete fasziniert, wie die Flocken an dieser Stelle schmolzen und ein Pfützchen bildeten. Sollten sie doch reden. Im Dorf gab es ohnehin nichts zu tun. Und was die anderen auch sagen mochten, an diesem Vormittag hatte er ausnahmsweise einen wirklich guten Grund, im Wald zu sein.

Er seufzte. Mit den Eicheln des Waldes verband ihn seit Wochen eine ausgesprochene Hassliebe. Die Waldfrüchte ermöglichten seiner Familie, die verbliebenen Nahrungsmittel zu strecken und erhöhten die Chance, den Hungerwinter zu überleben. Doch mittlerweile hasste Willy alles an Eicheln: Ihre mühsame Suche, den widerlichen Geschmack, der selbst durch die Röstung nie ganz verging.

Wäre es nach ihm gegangen, hätte er lieber der Vorratskammer von Nachbar Reinart einen Besuch abgestattet, in der es noch immer Kartoffeln und sogar Speck gab. Willy war ziemlich gut darin, Dinge zu nehmen, ohne Spuren zu hinterlassen. Leider fand Mutter immer irgendwann heraus, wo er sich herumtrieb und dann war es besser, ihr eine Weile zu gehorchen, bis sie sich wieder beruhigt hatte.

Unter den braunen Eichengerippen war der Waldboden bereits aufgewühlt. Ein scharfer Geruch stand regungslos in der Luft. Willy kniff die Augen argwöhnisch zusammen und sah sich um.

»Wehe, ihr habt alles gefressen«, murmelte er, ging in die Hocke und durchwühlte mit bloßen Händen den Schnee.

Die Ausbeute war beschämend gering. Er fand noch zwei Handvoll mickrige Eicheln, die er in einen mitgebrachten Sack steckte, bevor er missmutig aufstand und sich umsah.

Das würde nicht reichen.

Er konnte unmöglich nach Hause zurückkehren und Mutter sagen, dass sie nicht einmal die nächste Woche überleben würden.

Verdammte Wildschweine!

Warum diesem jämmerlichen Wald die letzten Vorräte abringen, wenn die Welt so viel größer war? Er war sich sicher, dass es irgendwo da draußen Menschen gab, die mehr als genug zu essen hatten.

In den letzten Wochen waren mehrere Männer aus dem Dorf verschwunden, getrieben von der Not ihrer Familien. Natürlich hatte seine Mutter nicht gewollt, dass er mitging.

»Was, wenn du nie wiederkehrst?«, hatte sie gefragt, mit feucht glänzenden Feenaugen.

Das war natürlich Unsinn. Er war nicht wie sein Vater. Er wäre wiedergekommen, ganz bestimmt. Er hätte nicht auf sie hören sollen.

Er hasste dieses verdammte Jahr schon, bevor es richtig begonnen hatte. Eigentlich nicht nur das Jahr an sich, sondern dieses ganze missglückte Leben, mit dem er sich herumschlug. Vor allem anderen hasste er aber diesen jämmerlichen Vater, der es gewagt hatte, sich umbringen zu lassen.

Wütend schwang er sich den Sack mit den Eicheln über die Schulter. Die Ranke eines nahen Brombeerstrauches verfang sich darin und brachte ihn aus dem Gleichgewicht.

Er stolperte über eine weitere Dornenranke und fiel hin.

Er fluchte. Nahmen denn die Gemeinheiten nie ein Ende?

Etwas kicherte.

Willy stutzte.

»Ist da jemand?«, fragte er.

Keine Antwort, bloß das Krächzen einer Krähe, die weiter entfernt davon flog.

Zwischen den Eichen war niemand zu sehen. Doch links von ihm begann das Unterholz. Eine ganze Welt aus kleinen Büschen, Brombeersträuchern und Schnee.

Und aus dunklen Ecken, in denen alles Mögliche lauern mochte.

Willy verharrte am Boden. Seine Hand tastete unwillkürlich nach der Schaufel, die neben ihm in den Schnee gefallen war.

Keine besonders gute Waffe, aber besser als nichts.

»Ist da wer?«, fragte er wieder. Es blieb still.

Willy setzte sich auf und löste die Ranke von seinem Bein. Starrte den Brombeerstrauch an, der gekichert hatte.

Vielleicht wurde er gerade verrückt. Möglich, dass ein leerer Magen zu Wahnvorstellungen führte.

Oder aber er war nicht allein.

Willy war sich nicht sicher, was davon ihn mehr beunruhigte. Dies waren gefährliche Zeiten. Der Hungerwinter hatte alle Regeln des menschlichen Zusammenlebens verwischt. Geblieben war nur der Kampf ums Überleben. Und das mochte die Wahrscheinlichkeit erhöhen, im Wald überfallen und ausgeraubt zu werden.

Wahrscheinlich war es dumm gewesen, einen Laut auszustoßen. Zu spät.

Der besagte Brombeerstrauch war dick verschneit. Fußabdrücke konnte Willy keine erkennen.

Gut so. Höchste Zeit, hier zu verschwinden.

Doch das Kichern war so real gewesen.

Neugierig krabbelte er zum Strauch, stützte sich mit der Linken ab und schob mit der Rechten vorsichtig einige Ranken beiseite.

Irgendwo dort unten am Boden schimmerte es dunkel.

Eine schwarze Wunde im kristallinen Zuckerstaub.

Sein Herz schlug schneller. Willys Fantasie flüsterte von einem Loch. Einem Loch, das in die Erde führte. Was, wenn er durch Zufall jenen Schatz entdeckt hatte, den er schon so lange suchte?

Er atmete einmal tief ein und aus. Vernünftiger wäre es, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Doch Vernunft war nicht gerade seine Stärke.

Vor dem dunklen Fleck lag ein dichter Zaun aus Dornenranken. Willy starrte angestrengt dazwischen hindurch und versuchte, mehr zu erkennen.

Es konnte natürlich einfach nur aufgebrochene Erde sein. Oder ein schwarzer Stein.

Willy schob den Eichelsack und die Schaufel zur Seite. Das stumpfe Messer aus seinem Gürtel brauchte eine Weile, um sich durch die Brombeerfasern zu beißen. Die Widerhaken krallten sich in seine Haut und hinterließen rote Striemen. Doch das machte ihm nichts aus. Willy genoss jeden einzelnen Augenblick davon. Die fieberhaften Schnitte, das immer schneller klopfende Herz und vor allem die Bilder in seinem Kopf. Nichts war so schön wie der Augenblick, bevor man herausfand, dass es nichts zu sehen gab.

Als die Ranken zur Seite schnellten, begrüßte ihn tatsächlich eine dunkle Öffnung. Es war ein Loch in der Erde, halb verdeckt von morschen Ästen und Laub. Hinter dem senkrechten Eingang von ungefähr einem Meter Durchmesser lauerte die Dunkelheit.

Zu groß für einen Fuchsbau.

Aber was war es dann?

Willy hielt einen Augenblick inne und atmete das Abenteuer ein. Eine sehr rationale Stimme in seinem Kopf gab zu bedenken, dass nicht in jeder Erdhöhle des Waldes zwangsläufig ein Schatz lag.

Sehr viel wahrscheinlicher war, dass etwas darin wohnte.

Etwas, das möglicherweise nicht in seinem Winterschlaf gestört werden wollte.

Und doch...

Zu dumm, dass er weder an eine Zunderbüchse gedacht hatte, noch genug trockenes Material für eine behelfsmäßige Fackel zu finden war. Blöder, blöder Winter!

Vorsichtig ließ Willy seine rechte Hand in das Loch kriechen. Seine in der Kälte krampfenden Finger spürten harten Untergrund, der in unregelmäßigen Kanten weiter ins Erdinnere führte. Eine Höhle oder ein Gang, so leicht zugänglich, dass es fast schon eine Einladung war.

Oder eine Falle. Willy dachte an das Kichern, das er gehört hatte. Einen Augenblick lang spielte er mit dem Gedanken, zuerst

ins Dorf zu gehen und mit einer Fackel zurückzukehren. Doch was, wenn wirklich jemand dort unten war? Und sich gerade nahm, was eigentlich ihm gehörte?

Er hatte zu lange gehungert und gefroren, um das zuzulassen.

Vorsichtig schob sich Willy rückwärts in das Loch und tastete mit den Füßen nach den Steinen, die nach unten führten.

Die Höhle war bestimmt kein Fuchsbau. Am Grund angekommen, konnte Willy mit leicht eingezogenem Kopf stehen. Gab es Tiere, die so groß waren, dass sie einen derart gigantischen Unterschlupf brauchten? In diesem Fall blieb zu hoffen, dass der Bewohner der Höhle nicht mehr anwesend war.

Die Dunkelheit umfing ihn mit bleiernem Unbehagen. Es roch nach kalter Erde und verfaulten Wurzeln.

Nachdem er einige Momente mit angehaltenem Atem in die vollkommene Finsternis vor ihm gestarrt hatte, atmete Willy ein wenig auf. Hoffte, dass die beständige Stille ein Zeichen dafür war, dass niemand sonst sich in der Höhle befand.

»Ist da wer?«, sagte er, weniger um eine Antwort zu bekommen, als um die Tiefe des Raumes auszuloten.

»Natürlich ist da wer!«

Die Antwort durchfuhr ihn wie ein Dolch aus Eis in seinem Bauch. Sein Herz begann zu rasen, als sich das Dunkel vor ihm mit der Gefahr eines lebenden Wesens füllte.

Er war nicht allein. Jemand war da, direkt vor ihm.

Ein Mensch.

Keine Krallen und Reißzähne also. Dafür möglicherweise Waffen.

Er musste ein perfektes Ziel abgeben, wie er da direkt vor dem Eingang stand. Hektisch versuchte er, sich seitlich in die Schatten zu bewegen und stieß sich schmerzhaft den Kopf.

Die weibliche Stimme hatte in einem hochnäsigen Tonfall gesprochen, der ihn an den Dorfpfarrer erinnerte. Und sie klang irgendwie – entfernt. So als spräche sie durch eine Wand zu ihm.

In einem lichtlosen Kerker gefangen, zusammen mit einer Person mit Predigerstimme – das war nicht gut.

Eilig tastete Willy mit den Füßen nach den Steinen, die hinauf zum Ausgang führten, während er weiterhin die Dunkelheit vor sich im Auge behielt. Es gab nur zwei Arten von Frauen, die sich in Höhlen versteckten. Die einen waren wunderschöne Höhlenfrauen und zu denen wollte die Stimme wirklich nicht passen. Übrig blieben Hexen und sonstige Kreaturen der Finsternis. Was bedeutete, dass er höchstwahrscheinlich einer Frau gegenüberstand, die nichts Gutes im Schilde führte.

Jetzt verfluchte Willy seine Abenteuerlust. Er biss die Zähne zusammen und wandte sich dem Ausgang zu. Hoffte, dass sie ihn einfach gehen ließ.

»He, du da!«, erklang es hinter ihm, jetzt sehr aufgeregt. »Du kannst mich hören? Du kannst mich wirklich hören?«

»Ähm, ja«, rutschte es Willy heraus, bevor ihm einfiel, dass es nicht besonders klug sein mochte, so etwas zuzugeben.

Die Höhle lachte begeistert.

»Wer bist du?«, fragte Willy, während er sich möglichst unauffällig auf den nächsthöheren Absatz zog.

»Wenn du es wirklich wissen willst, dann gehe zwei Schritte nach vorne und stoße kräftig gegen die Höhlendecke«, sagte die Stimme schließlich. »Dort ist die Höhle offen. Es liegen bloß Ranken und Schnee darüber.«

Willy dachte kurz nach. Es konnte eine Falle sein, um ihn näher zu locken. Warum ging sie nicht einfach selbst hin, um Licht in die Höhle zu lassen?

Er fragte sie genau das.

»Weil es nicht geht«, kam es ziemlich pampig zurück. »Wenn du jetzt so gut wärst, das Licht einzulassen?«

Manchmal bestand das Leben aus simplen Entscheidungen. Er konnte es riskieren, weiter in die Höhle vorzudringen und lief dabei Gefahr, in die Falle der Unbekannten zu tappen. Oder aber

er wandte sich ab, kletterte zurück in die eisige Oberwelt in der Gewissheit, das Höhlenrätsel nicht gelöst zu haben.

Langsam trat Willy wieder vor, stieß an der angegebenen Stelle gegen das Höhlendach und spürte es nachgeben. Rasch wich er wieder zurück.

Keine Falle. Keine Krallen. Er atmete ein wenig auf.

Eine Lawine aus weißem Pulverschnee ging nieder und bildete am Höhlenboden einen kegelförmigen Haufen. Darüber tauchte die bleiche Hand der Wintersonne in die Höhle ein und tastete die Ecken ab.

Willy blinzelte kurz, um sich an das wiedergewonnene Licht zu gewöhnen.

Die Sonne brachte Ernüchterung an den dunklen Ort. Die Höhle war nur ein bräunlicher Hohlraum, von dessen Decke modrige Wurzeln hingen. Und er enthielt nichts außer dem schweren Geruch nach Erde und verbrauchter Atemluft.

Kein Schatz.

Willy biss sich vor Enttäuschung auf die Lippen.

Und dann sah er sie.

»Ich habe mir eine geheimnisvolle Höhlenfrau schöner vorgestellt«, sagte er langsam.

Vielleicht war sie ja wirklich eine Hexe.

Das Mädchen, das etwa vier Schritte von ihm entfernt auf der anderen Seite der Höhle stand, schnaufte empört.

»So«, sagte sie trocken, doch in dem gleichen gedämpften Klang wie zuvor. »Du bist auch nicht gerade ein Adonis. Spindeldürr und mickrig. Da kommt ja selbst eine Spinne beeindruckender daher, die hat wenigstens mehr Beine. Schade, dass ausgerechnet du es kannst.«

»Dass ich was kann?« Im selben Augenblick ärgerte sich Willy, dass er tatsächlich nachgefragt hatte. Aber ihre ungenierte Erwidderung seiner Beleidigung hatte ihn aus dem Konzept gebracht. Und auch ein bisschen die Tatsache, dass er nicht wusste, was ein Adonis war.

»Mit mir reden natürlich«, sagte sie, als sei das vollkommen offensichtlich.

Willy runzelte die Stirn. Sie musste verrückt sein, wenn sie glaubte, nicht mit anderen Menschen reden zu können.

Höchste Zeit zu gehen. Selbst für verrückt gehalten zu werden, war gar nicht so schlimm. Doch jemandem zu begegnen, der ganz sicher nicht mehr alle Tassen im Schrank hatte, war mehr als gruselig.

»Was tust du hier?«, fragte er, während er einen zweiten Versuch unternahm, sich unauffällig dem Höhlenausgang zu nähern. »Warum versteckst du dich in dieser Höhle?«

Vielleicht war sie ja weggelaufen, aus einer dieser Anstalten, die man für Verrückte baute.

Sie ließ ein merkwürdiges Kichern hören – derselbe Laut, der ihn erst in die Höhle gelockt hatte. »Ich muss mich nicht verstecken, glaub mir. Ich habe den Zugang zufällig gefunden. Ein wunderbarer Ort zum Nachdenken. Jedenfalls bevor du hineingestolpert bist.«

Das Mädchen stemmte die Hände in die rundlichen Hüften und trat näher auf die Lichtquelle zu. Willy wich instinktiv weiter zurück – und stutzte dann. An dem Mädchen war etwas seltsam. Sehr seltsam sogar.

Sie war ziemlich gut genährt – wenn man bedachte, dass es seit vielen Wochen kaum etwas zu essen gab. Ihr fließendes Kleid aus feinsten Stoffen, das direkt unterhalb ihrer üppigen Brüste geschnürt war und von dort in weichen Wellen nach unten führte, wirkte auf drastische Weise fehl am Platz. Viel zu vornehm für diese Gegend. Und kein bisschen wintertauglich. Sie sah aus wie ein prächtiger Hahn, der mühevoll aus dem warmen Stall entkommen war und nun frierend im Schnee stand.

Doch es waren nicht diese Augenfälligkeiten, die Willy beunruhigten. Sie starrten sich eine ganze Weile lang nur an, bis er verstand, was ihn wirklich störte.

Es war die Art, wie das Tageslicht sie beschien. Normalerweise wurden Farben und Umrisse kräftiger, wenn sie ins Licht getaucht wurden. An dem Mädchen jedoch schien der Schatten zu haften wie ein Schleier. Statt klar umrissen im kalten Licht zu erscheinen, wurden ihre Glieder fahler, zerflossen an den Rändern. Es war nur ein winziger Hauch an Unschärfe, kaum sichtbar für das unaufmerksame Auge. Doch so begann es, wenn man blind wurde. Großvater hatte ihm davon erzählt, kurz bevor er starb.

Willy rieb sich die Augen und versuchte, sein Entsetzen zu verbergen. Dann starrte er auf seine Hände und stellte fest, dass er noch immer jede Schwielen darauf erkennen konnte.

Das Mädchen jedoch blieb blass wie ein Nebelfetzen.

Und plötzlich verstand er.

»Du bist kein Mensch«, sagte er.

Sie rümpfte die Nase. »Das ist infam«, sagte sie dann. »Nur weil ich tot bin, heißt das noch lange nicht, dass ich kein Mensch mehr bin.«

»Du bist tot? Du bist ein Geist?«

»Hast du wirklich so lange gebraucht, um das herauszufinden?«, fragte das Mädchen garstig.

Willy starrte sie an. Ein Geist! Das war wirklich interessant.

»Du bist anscheinend derjenige, den ich gesucht habe«, ergänzte sie, »denn du bist bis jetzt der einzige Mensch, der mich sehen und hören kann. Na endlich, das wurde aber auch Zeit!«

Willy schluckte. Niemand außer ihm konnte sie sehen? Das war merkwürdig und etwas daran gefiel ihm ganz und gar nicht. Er musste dringend nachdenken. Herausfinden, warum diese Stimme in ihm Alarm schlug.

»Du hast nach mir gesucht?« Das war lächerlich.

Sie schnaubte abfällig. »Nicht nach dir persönlich, Bauerntrampel. Ich suche nach jemandem, der alle Bedingungen für einen Nekromanten erfüllt. Und wie es scheint, habe ich ihn gefunden.«

Wieder so ein Wort, dessen Bedeutung er nicht kannte. Nekromant.

»Um ehrlich zu sein, hatte ich auf etwas mehr gehofft. Nicht gerade auf einen Bauernburschen«, fügte das Mädchen bissig hinzu. »Doch immerhin kannst du mit mir sprechen und meine Botschaft den Lebendigen übertragen. Das dürfte für den Anfang reichen. Du kommst mit.«

Wie sie das sagte! Als sei er ein treuherziger Welpen, den sie gerade vom Hundefänger gerettet hatte. So ein Miststück!

»Ich habe zu tun«, knurrte er und wandte sich erneut zum Höhlenausgang.

Sie lachte spöttisch.

»Es wird in diesem Jahr sehr teuer, Korn und Kartoffeln zu erwerben«, sagte sie. »Wenn du mit mir kommst, bezahle ich dich fürstlich. Du wirst deine Familie durch dieses vermaledeite Jahr bringen können«

»Du? Mich bezahlen?« Jetzt war es Willy, der lachte. »Mit Geistermünzen etwa?«

Er konnte Tote sehen. Er konnte sogar mit ihnen sprechen! Langsam drang die Erkenntnis in ihn ein. Wofür mochte diese Gabe noch gut sein?

»Natürlich mit richtigem Geld, du Trottel«, sagte sie beleidigt. »Mein Vater hat ein stattliches Auskommen, er ist Kaufmann zu Trier. Er wird dir für diesen Dienst geben, was immer du verlangst.«

Willy schluckte. »Trier sagst du?«

Ein winziger Funke verfiel sich im Gespinnst seiner Ideen und ließ ihn nicht mehr los. Da war etwas, der Anflug eines Gedankens. Noch konnte er ihn nicht greifen, doch er spürte, dass irgendwie alles zusammenhing. Trier, seine neue Fähigkeit, Tote zu sehen, und...

Plötzlich wusste er es. Und schnappte nach Luft.

Er war in Trier gestorben. Und wenn Willy tatsächlich mit Toten reden konnte, dann...

Es könnte die Lösung all ihrer Probleme sein. Außerdem brannte er darauf, seinem Vater zu sagen, was er davon hielt, sich einfach durch den Tod aus der Verantwortung zu stehlen.

Das Geistermädchen lächelte spitzbübisch. »Ja. In die große Stadt. Hast du nie davon geträumt, sie zu sehen?«

Willy versuchte angestrengt, nicht interessiert auszusehen.

»Zu einem anderen Zeitpunkt vielleicht«, sagte er. »Nicht jetzt.«

Mutter würde ihn hassen, wenn er es wagt, auch noch zu gehen.

Ein gehetzter Ausdruck flog über ihr schemenhaftes Gesicht.

»Das geht nicht, ich kann nicht warten«, sagte sie. »Es muss jetzt sein!«

»Ich kann nicht. Meine Mutter ist allein. Sie schafft die Arbeit nicht mehr so wie früher. Wenn ich ihr nicht helfe, wird sie sterben.«

Der Geist tat den Einwand unwirsch ab. »Ach was. Als gäbe es irgendetwas zu tun, außer zu hungern und auf den Tod zu warten. Sieben Tage, mehr verlange ich nicht. Sieben Tage und zusätzlich die Reise von Trier zurück zu deinem Dorf. Nächsten Sonnabend könntest du wieder hier sein. Mit Geld und ganzen Säcken voller Korn. Verstehst du denn nicht, was ich dir da anbiete? Auch in Trier gibt es nicht mehr viel zu essen, doch mein Vater kennt jeden Mann in der Stadt. Wenn ich es wünsche, wird er dir alles besorgen, was du brauchst.«

Willy schwieg eine Weile. Ein gefährlicher Gedanke, verbreitete sich wie ein Lauffeuer in seinem Kopf. Er könnte es einfach tun. Mit ihr gehen und sein Glück jenseits der verschneiten Westeifel versuchen. Natürlich war die Idee verrückt. Doch andererseits, wann hatte ihn die Vernunft je einmal zum Ziel geführt? Besser als Eicheln zu sammeln war es allemal. Und mit einer Sache hatte das Geistermädchen recht: Hier gab es in der Tat nichts zu tun, als auf den Tod zu warten.

Trier – ja, es ergab alles auf verrückte Weise einen Sinn. Irgendwo dort musste Vaters Grab liegen, da war er sich sicher. Vielleicht war diese Idee es wert, ihr zwei hungrige Winterwochen zu widmen. Und hatte er nicht schon den ganzen Winter auf die Gelegenheit gewartet, etwas tun zu können?

Ein verführerischer Plan. Wäre da nicht dieses nervtötende Geistermädchen gewesen.

Ein Mädchen, das mittlerweile nicht einmal eine Handbreit vor seinem Gesicht stand und ihn hartnäckig anstarrte.

Sie irritierte ihn jetzt schon. Doch wenn sie den Weg nach Trier wusste, war es sicher nützlich, sich mit ihr zusammenzuschließen. Mochte sie versprechen, was sie wollte.

Von dem fahrenden Händler, der in den letzten Jahren im Sommer durchs Dorf gereist war, wusste er, dass die Wegverhältnisse in dieser entlegenen Region es nahezu unmöglich machten, einen Weg zu finden, den man nicht kannte. Das Straßennetz war unsystematisch, schwer begehbar und voller Gefahren. Wölfe gab es da draußen. Und Räuber.

Willy schluckte. Besonders sicher fühlte er sich bei dem Geistermädchen nicht gerade.

Aber was, wenn das die Gelegenheit war, auf die er immer gewartet hatte? Er konnte sie nicht einfach so verstreichen lassen, Räuber hin oder her.

»Mir scheint es da einen ziemlichen Haken zu geben«, sagte er. »Du bist tot, was bedeutet, dass dein Herr Vater dich nicht sehen kann. Wie willst du ihm da erklären, dass er mir meine Wünsche erfüllen soll?«

»Oh, das ist ganz einfach. Das erkläre ich dir später«, sagte sie rasch und senkte den Blick.

»Und warum kannst du es mir nicht jetzt erklären?«

Sie bedachte ihn mit dem herablassenden Starren einer Schleiereule.

»Ich stelle hier die Bedingungen, Bauerntempel. Erst musst du schwören, mir zu helfen. Dann erfährst du alles Weitere.«

Das waren seltsame Bedingungen. Und eine sehr besorgte Stimme in seinem Inneren warnte ihn davor, einem verrückten Geist etwas zu versprechen.

Doch eine andere Stimme war lauter. Eine, die von seiner Idee

besessen war und endlich etwas anderes tun wollte, als herumzusitzen. Was war schon dabei, einem Mädchen von der Substanz einer Regenwolke etwas zu versprechen?

Schließlich traf er seine Entscheidung.

Mit einer schwungvollen Bewegung wischte er sich die halblangen, aschblonden Haare aus der Stirn.

Zum Teufel mit der Vorsicht!

»Also gut, ich komme mit. Unter einer Bedingung: Du machst mich mit deinem Vater bekannt. Und du sorgst dafür, dass er mir jeden Wunsch – wirklich jeden – erfüllt.«

Dummes kleines Geistermädchen.

»Versprochen«, sagte sie erleichtert. »Ich heiße übrigens Helene.«

»Willy.«

Er sah, wie sie ein Grinsen unterdrückte.

»Willy, der Bauer. Vielleicht ist es doch gut, dass ausgerechnet du mich sehen kannst. Ein intelligenter Mann wäre niemals darauf hereingefallen.«

Hereingefallen? Was zum...

Ihr Grinsen brach sich Bahn. »Du bist so dumm, Bauerntrampel. Ich hätte nicht gedacht, dass es so einfach ist.«

Ohne zu wissen warum, hatte Willy plötzlich das Gefühl, eine große Dummheit begangen zu haben.

Er musste aus diesem stinkenden Erdloch heraus. Sofort!

Und dann? Er konnte einfach verschwinden. Sie stehenlassen.

Versprechen konnte man brechen. Darin hatte Willy ziemliche Erfahrung.

Er trat an die Öffnung, durch die er gekommen war, um hinauszuklettern. Irgendwie drehte er sich dann doch um, um zu sehen, ob sie ihm folgte. Er hörte, wie Helene leise aufschrie.

»Was ist?«, fragte er unwirsch.

»Deine Augen«, flüsterte sie, »sie waren doch blau, oder nicht?«

»Gut beobachtet«, erwiderte Willy. »Warum, darf dein ›Retter‹ keine blauen Augen haben?«

»Sie sind es nicht mehr«, sagte Helene. »Oh Willy, deine Augen sind weiß wie der Schnee.«